

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 11 (1907)

Artikel: Paul Demme

Autor: A.H.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571637>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

du's nur zuerst... Ich habe keine Zeit jetzt!" Und er begann den Schrank auszuräumen. Die verdornten Rosenblätter flatterten weithin, wir standen tief in den toten Rosen.

Ich fühlte, wie sich mein Herz zusammenkrampfte, als man darin herumstampfte und achtlos die feinen, sorgsam gehaltenen alten Sachen beiseite warf. „Das muß eine närrische alte Frau gewesen sein!" sagte jemand.

Ich schlich mich in einen Winkel, erbrach den mit rosa Wachs gesiegelten Brief der Toten und las:

„An meine Lieben, die mich überleben werden!

Wenn ich einmal tot bin, dann zieht mir mein Brautkleid an und tut mir Kranz und Schleier um: wie zu einem Freudentest müßt ihr mich schmücken; denn der Todestag vereint mich wieder mit dem geliebten Mann, mit dem ich vor dem Altare stand und der mir nun so lange, lange vorausgegangen ist ins Grab. Ein kurzes Jahr nur durfte ich glücklich sein mit ihm, so glücklich, daß das Unglück es gewährte und den Tod sandte, um mein Liebstes zu holen.

Als ich ihn zum letzten Schlaf auf die harten Hobelspänebettete, hab' ich immer denken müssen: Da liegst du nun, ach, so hart... so hart ist dein letztes Bett! Das ist nun alles, was man dir mitgibt auf die lange Reise: ein Stückchen Linnen und eine Handvoll Holz! Wie mancher mag alle Trauer und

Bitternis des Lebens gekostet haben... und dann noch auf einem harten Bett ewig, ewig schlafen...

Ich legte die letzten Blumen des Herbstes unter sein Haupt und begrub ihn. Seitdem mußte ich immer daran denken, wie hart er lag.

Und mich ergriff Traurigkeit, wenn ich mir aussann, daß man mich auch einst auf diese harten Späne betten würde und niemand würde denken: Wie hart das ist, wie hart sie liegt!

Und Worte fielen mir ein, die der Tote in seligen Stunden zu mir gesagt: Wenn ich dir doch immer meine Hände unter die Füße breiten könnte, damit du weich gehst! Oder Rosenblätter streuen...

Wenn ich einmal tot bin, dann sollt ihr die Rosenblätter aus meinem alten Hochzeitschrank nehmen und sie mir in den Sarg streuen. Sie röhren von Blüten her, die mir Liebe darbrachte; aus meinem Brautstrauß die Rosen sind dabei und die Rosen von Menschen, die mich lieb hatten. Auch Rosen aus meinem lieben alten Garten und von seinem Grab. Darauf werde ich gut schlafen...

Ich fühlte, wie mir die Tränen über die Wangen liefen, und ein schmerzlicher Krampf schnürte mir den Hals zusammen.

Leberall, im ganzen Zimmer lagen die Rosenblätter verstreut. Und soeben trug man den alten Schrank aus dem Hause...

Paul Demme.

Mit einer Kunstbeilage und drei Reproduktionen im Text.

Ein Maler, der ein Jahrzehnt lang persönlich vollständig im Hintergrunde stand, dessen Name aber um seiner Arbeiten willen schon seit längerer Zeit mit Achtung genannt wurde, tritt uns in dem Bilde „Neapolitanischer Wunderkünster der Madonna“ entgegen. Es ist Paul Demme in Solothurn, bis vor anderthalb Jahren ungefähr in Portici bei Neapel weilend. Seine von seltinem Fleize und liebevollem Naturstudium zeugenden farbenfreudigen Aquarelle haben namentlich in den letzten Jahren die Aufmerksamkeit der Kunstsammler und Kunstfreunde auf sich gelenkt, wenn ihnen auch heute noch etwas Konventionelles anhaftet. Das Gemälde, das die „Schweiz“ hier in farbiger Reproduktion vorführt, fand Anerkennung sowohl im Turnus als auch im Salon der schweizerischen Kunstmmission, und wir freuen uns, daß die „Schweiz“ es nunmehr auch weiteren Kreisen zugänglich macht. Seine Dimension — es handelt sich um ein eigentliches Museumsbild — läßt die Ausstellung nicht überall zu.

In der Karmeliterkirche zu Neapel findet sich ein altes wundertägliches Muttergottesbild. Täglich sieht man Leute aus dem Volke vor diesem Gemälde knien; sie hoffen, durch ihren Glauben von körperlichen Leiden und Unglück befreit zu werden. Haben sich die Wünsche der Betenden erfüllt, so werden diese Heilungen wie große Ereignisse zum Lobe der Madonna durch Sänger in den Straßen Neapels dem Volke erzählt. Zu diesem Zwecke führen die Erzähler ein groß gemaltes Bild der wundertäglichen Muttergottes mit sich und hängen es an einer Wand auf. Rings um das Bild herum sind auf der nämlichen Leinwand eine Menge kleiner Episoden abgebildet, welche die Wundertaten der Madonna zur Darstellung bringen. In unserm Bilde ist der alte Wunderkünstler (Canta Storie) eben im Begriff, das Wunder eines Lahmen zu erklären. Seine Rute zeigt auf das Bild eines lahmen Mannes an der Wand, der geheilt wurde. Ein kleiner Junge, der auch auf Krücken daherschreitet, tritt näher; auch seinerseits Heilung erhoffend, hört er mit Interesse auf die Worte des alten bartigen Mannes, der mit der linken Hand an seinem eigenen Beine die frakte Stelle bezeichnet, um das große Wunder recht augenscheinlich zu machen. Während er durch seine Worte die Menge zu fesseln sucht, die von allen Seiten herbeiströmt, verkaufte seine Begleiterin Heiligenbilder, Skapuliere und Rosenkränze. Ein kleines Trozköpfchen, das auch gerne von den schönen Sachen kaufen möchte, ist mit seiner Mutter, die ihm zu diesem Zwecke zu wenig Soldi gibt, unzufrieden: es möchte mehr Geld haben. Die Mutter kehrt, um darzutun, daß sie nichts mehr im Geldbeutel hat, diesen um. Zum Zeichen, daß sie wegen eines ehemaligen Leides der heiligen Anna ein Versprechen (Voto) gemacht, wie es in Neapel Sitte ist, trägt die hübsche junge Frau an ihren Kleidern die Farben der Schutzpatronin der Ehe: grün

und gelb. Hinter ihr betrachtet ein Bettelmönch ein durch die Verläuferin hochgehaltenes Heiligenbild. Auf der andern Seite bietet ein Junge einer alten spinnenden Frau ein Madonnabild zum Kaufe an. Hinter ihr ruft ein junges Mädchen ihren Bekannten zu, die eine Treppe herunterkommen, daß der Wunderverkäufer in der Nähe sei.

Das ist der Inhalt der lebensvollen Darstellung, die reich an intimen Reizen ist und einen Künstler verrät, der, wenn er einmal von den angedeuteten konventionellen Momenten sich befreit haben wird, zu unsfern vordern zählen muß. Demme ist in sein Heimatland zurückgekehrt, und wir werden hoffentlich bald mehr von ihm hören. Er ist 1866 zu Bern geboren als der Sohn eines Apothekers und Kaufmanns, und Kaufmann sollte auch er werden. Bereits hatte man ihn denn auch in eine Lehre gestellt, die er zwar mit Erfolg absolvierte, die aber seinen früher schon vorhandenen Hang zur Malerei und Musik nicht einzudämmen vermochte. Er setzte es durch, Maler zu werden, und kam auf die Akademie der bildenden Künste nach München und später nach Paris und Neapel, wo hin ihn seine besorgte Mutter, da der Vater inzwischen gestorben war, begleiter hat. Heute ist Demme in Solothurn etabliert, der in Kunstabstrebungen so regen Stadt. Seine Kunst ist eine ehrliche Kunst; dies, in Verbindung mit dem heißen Streben nach Vollendung und einem geiegenen Können, dürfte ihm die Wege zu weiteren Erfolgen öffnen.

Die „Schweiz“ reproduziert in der vorliegenden Nummer neben dem großen Aquarell des Wunderkünstlers und zwei interessanten Bleistiftstudien hiezu noch ein anderes Bild ohne die Farbenübergabe. „Das letzte Lied von Piedigrotta“ betitelt es sich und hat den folgenden Inhalt. Alljährlich werden bei dem berühmten Piedigrotta



DIE SCHWEIZ
16034

Bleistiftstudie (zu der Kunstbeilage von Paul Demme, Solothurn).

ORELL FÜSSLI.

grottafeste in Neapel (7. auf 8. September) Lieder preisgekrönt. Die Musiker, die sich an der Konkurrenz beteiligen, lassen ihre Werke von Berufssängern am Festabende vor dem Publikum im Freien singen, das sich dann durch frenetische Beifallsbezeugungen für das beste eingereichte Lied entscheidet. Dieser Gesang ist von dem Tage an Nationallied geworden und wird vom Volke das ganze Jahr hindurch gesungen. Alle die schönen bekannten neapolitanischen Lieder wie Santa Lucia, Bella Napoli, Sole mio &c. sind prämierte Lieder vom Piedigrottafeste.

Das Bild Demmes stellt nun einen jungen neapolitanischen Bauernjohann dar, der, vom Feste in sein Dorf zurückgekehrt, das neue prämierte Lied zum ersten Male singt. Neben ihm steht sein Schwesternchen, hinter ihm die Geliebte. Beide waren auf dem Feste und hören zu, wie der junge Sänger seiner Herrschaft, die ihn zu sich kommen ließ, das Lied vorträgt. — Wie stimmungsvoll, wie lieb führt uns Demme diesen Moment vor Augen! — Wir dürfen zweifelsohne auch für die Zukunft des Solothurner Malers noch Gutes erhoffen.

A. H.

Jakob Frey.

Geb. 13. Mai 1824, gest. 30. Dez. 1875 *).

Nachdruck verboten.

Jakob Frey gehört mit zu den Schriftstellern künstlerischen Nanges, die uns im dritten Viertel des verlorenen Jahrhunderts das Bild unserer Heimat zu seiner Vollkommenheit entwickelt haben. So wunderbar haben sich damals unsere literarischen Volksvertreter ergänzt, daß wir, wo es sich darum handelte einem Fremden schweizerische Art und Weise erkennbar zu machen, ihrer keines Strich und Handschrift entbehren könnten.

Das städtische Bürgertum wie das Patriziat haben in der bekannten Weise und mit der ihrer höhern Kultur angepaßten künstlerischen Vorherrschaft gesprochen. Das Landvolk äußerte sich, nachdem schon früher das Bauernheer mit seinem gesamten Gut und Böse unter Gotthelf angerückt war, noch einmal durch Jakob Frey. Und zwar ist nicht zu verkennen, daß uns dieser Dichter zu einer Art von zarterer Minderheit führt, zu dem unterm ländlichen Dache wohnenden Häuslein Idealisten. Diesem Umstand mag wohl seine Kunst in erster Linie ihre äußerst sympathische Art verdanken.

Wenn wir, wie es gewöhnlich und mit Recht geschieht, Jakob Frey zu den Volkschriftstellern zählen, so ist er infofern nicht ganz gewürdigt, als wir mit dieser Bezeichnung unwillkürlich eine künstlerische Einschränkung verbinden.

Aehnlich wie das Volk, gleich der Jugend, oft zum Erben älterer, echt dichterischer Erzeugnisse gemacht wird, sind ihm durch Frey literarisch vollwertige Gaben unmittelbar gereicht worden.

Ihre Schönheit voll einzuschätzen wird denn auch am ehesten dem Gebildeten möglich sein. Dieser pflegt auch den Lebensgang eines ihm nahekommenden Dichters mit seinem Werke zu vergleichen. In bezug auf Jakob Frey aber heißt das einen der Siege gewahren, deren Anblick zum Besten auf der Welt gehört.

Keinen Adelsbrief braucht ja, wer mehr gibt als er vom Schicksal empfängt. Wo die großmütige Gabe Poesie ist, da ist diese, die Poesie selbst um einen rührenden Glanz vermehrt.

Die Kunst Jakob Freys ist der Sorge des Lebens abgerungen. Ihr Gegenstand ist diese selbe Sorge. Dennoch verrät sie das durch keinen zerrissenen oder bittern Zug. Im Gegenteil, voll Schönheit und Harmonie, selber ein Vorb und Zeugnis für die Kraft der Überwinder, zeigt sie uns Wege, sorgenfrei zu werden.

Nicht mit der Inbrunst des Schwärmers stellt sich Frey zu der Schwere des Lebens, sondern mit der Trauer des Gesunden, ferner aber mit einer manhaften Festigkeit und absoluter Selbstverständlichkeit des guten Willens, mit weiser und gelassener Güte, mit der Ruhe des reinen Herzens.

Es ist, als ob der schweizerische Idealismus besonders national gefärbt sei. Wenigstens fühlen wir uns in ihm mit denen, die vor uns im selben Firnelicht wohnten, innigst verbunden. Mit den gelassenen Vätern, die vor Friedhofstoren ihren festen Schritt nicht änderten und ihre Worte zählten.

Und so bietet uns die Kunst Jakob Freys Vater- und Mutterhände:

„Und jeß, wo d'Obeglogge läute,
Jeß gäll, arm's Herz, jeß wämmer hei!“
(Adolf Frey).

Kann nun der einfache Leser diese ethische Schönheit nicht vollkommen bewußt schätzen, sie jedenfalls seltener auf biographischem Wege erfühlen, so unterliegt er doch ihrer Natur gemäß ihrem unmittelbaren Einfluß.

*.) Vgl. „Die Schweiz“ I 1897, 254—262: „Aus dem Leben Jakob Freys“ von Adolf Frey.

Überhaupt ist Jakob Frey als Volkschriftsteller kaum zu überschätzen und wahrlich der Verkünder der reinen Lehre.

Er entstammt dem Volke und im besondern dessen ein-gangs erwähnter sanftmütiger Elite; das sichert seiner Dichtung den Eindruck des Lebens. Der entsteht freilich auch, wo der Künstler schafft, und Frey war eben, so urteilte schon Gottfried Keller, „ein wirklicher Künstler“. Seine wurzelsechte Dichtung verträgt ganz wohl eine kleine Befrachtung mit Tendenz. Man vergleiche damit, wie völlig unnahbar das Volk, ähnlich der Jugend, sich verhält, wo es unbekannterweise, und sei es mit den besten erzieherischen Absichten, angeredet wird. Ungezählte unfruchtbare Volks- und Jugendschriften beweisen, daß auf diesen Gebieten die strengste Wahrheit verlangt wird, ihr Gegenteil der Lächerlichkeit, der Nichtbeachtung verfällt.

Es hat aber alles seine Grenzen. Will das Volk in den ihm bestimmten Schriften sich selbst lesen, so anderseits wieder nicht in seiner Sprache. Wo das letztere der Fall ist, es also infolgedessen bunter, realistischer zugeht, genießt es nicht in dem Maße, das zu erwarten wäre. Es ist, als verflünde es in der Kunst absolut keinen Spaß. Seine tägliche Atmosphäre ist ihm dort profan, keinesfalls wünschenswert. Und wenn es in irregehendem Streben nach einer bessern nicht auf die Gebiete der Salonerzählung gerät, will es wenigstens den vornehmen Stil des Idealisten, den reinen deutschen Tonfall hören. Es kann erst Kunst mit Sonntag identisch aufnehmen. Wie fest hält es beispielweise an Schillers Tell!

Nun war ja der Dichtung Freys das vornehme Gepräge mehrfach gesichert. Einmal durch ihren unverbrüchlichen Ernst! Ferner, schon „seine Mutter und zum Teil die Geschwister hob die Feinheit des Geistes und Empfindens über die gewöhnliche Bauernsasse empor, und er selbst, obgleich er keine gesellschaftliche Erziehung genossen hatte, verriet das bäuerliche Herkommen und die auf dem Dorfe verbrachten Jugendtage nicht durch einen einzigen äußern oder innern Zug“ (Adolf Frey). Und endlich schrieb er seine Erzählungen vom Gelehrtenstande aus. Die Rückkehr zu den Lebens- und Interessenskreisen des Volkes war ihm nur von seiner Treue und hilfsbereiten Güte geboten. Frühe hatte es ihm vorgeschwobt, der Helfer und Berater seines Volkes zu werden. Es fügt sich ergreifend zu seinem Charakterbild, wie, schon unter den Blütenbäumen seiner friedlichen Heimat wandelnd, der junge Dichter in ahnungsvoller Leidensbereitschaft Werk und Los des Idealisten auf sich nahm. „Gerne will ich wie einst der blinde Homer von Dorf zu Dorf ziehen — erreich' ich nur mein Ziel!“ Es ist bekannt, wie grausam das Leben den Hochgesinnten beim Worte genommen hat, dem Dichter der Heimattreue selbst die dauernde Heimat versagend!

Aus dem Geiste seiner Werke ist zu schließen und die Schilderung seines Wesens und Lebens, die wir der berufensten Feder verdanken *), bestätigt es uns, daß äußerer Sorge und Not allein sein manhafter Mut nicht unterlegen wäre. Daß freilich seine Kräfte es taten, daß der Dichter in der Mitte seines Lebens zusammenbrach, ist beklagenswert und nicht zu verwundern. Dennoch mag die Unmöglichkeit, seine Werke mit Muße und Heiterkeit zu vollenden, die nie gestillte Sehnsucht nach diesem Glück die für den Dichter bitterste Konsequenz dieses Daseinskampfes gewesen sein und schließlich „sein tapferes Herz gebrochen haben“.

Den Künstler trifft ja doch am härtesten, was sich an seiner Kunst vergreift, wenn man auch anderseits wieder sagen

*) Jakob Frey. Ein Lebensbild von Adolf Frey. Aarau, Sauerländer, 1897.